

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 47=67 (1901)

Heft: 30

Artikel: Völker in Waffen

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-97605>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

tische, wengleich für unsere Verhältnisse wohl die Ladeschachtel vorzuziehen bleibt.

Ein vollkommen abnehmbares Magazin ist weit weniger vorteilhaft, als das bewegliche des Gewehrs 98; denn es kann unter Umständen infolge von Nachlässigkeit des Mannes leicht verloren gehen. Andererseits muss der Zubringer (mittelst einer nach rückwärts aufragenden Rippe) derartig eingerichtet sein, dass er den geöffneten Verschluss nach dem Abfeuern der letzten aus dem Magazin aufsteigenden Patrone feststellt, also den Schützen selbstthätig darauf aufmerksam macht, dass nachgefüllt werden muss. Dann wird das leidige Blindabziehen während des Magazinfeuers vermieden.

Ob endlich dauernd aus dem Magazine gefeuert werden soll oder ob man das abschliessbare Magazin beibehalten und das Gewehr gewöhnlich nur als Einlader benutzen will — das ist eine taktische Frage, die von dem Exerzierreglement entschieden werden muss.

V.

An der Spitze des Bajonettes schwebt noch immer der Lorbeer des Sieges, aber die moderne Stosswaffe ist zum „Dolch“ geworden und der Mann versteht — nebenbei gesagt — es nicht genügend, mit ihm umzugehen. Es dürfte sich empfehlen, den Dolch am Zukunftsgewehr durch ein leichtes, schlankes, entsprechend als Seitenwaffe des Mannes ausgestattetes, vierkantiges Stichbajonett zu ersetzen. Nicht nur würde zugleich die Traglast des Mannes herabgesetzt, sondern auch die Vorgewichtigkeit des Gewehrs beim Schiessen mit aufgefanztem Bajonette erheblich vermindert.

Die Befestigung des Bajonettes am Laufe kann die bisherige bleiben, sofern man nicht jene des deutschen Gewehrs 98 vorzieht.¹⁾ Letztere schützt zwar den Lauf besser vor Verbiegungen, ist aber entschieden nicht so solid wie erstere.

Für die Beschläge, Bänder (und Patronenhülsen) lässt sich vielleicht die neu erfundene, allem Anscheine nach ausserordentlich leistungsfähige Aluminium-Legierung, das sogenannte „Magnalium“ verwenden. Bei seinem leichten spezifischen Gewichte könnten die verschiedenen Gewichtsgrenzen um ein bedeutendes herabgesetzt werden.

Die Putzschnur mit Drahtgeflecht hat sich ganz entschieden bestens bewährt. Gewiss ist der Putzstock bequemer, aber vorläufig vermochte man noch keinen genügend billigen und dem Drahtgeflecht an Brauchbarkeit entsprechenden Borstenwischer zu konstruieren. Es darf

¹⁾ Also ohne Mündungsring und durch Aufstecken des hohlen Griffes der Beiwaffe auf einen besonderen Halter im Oberbände.

deshalb für Beibehaltung der Putzschnur gestimmt werden.

Fassen wir die gemachten Vorschläge noch einmal zusammen, so ergeben sich folgende Wünsche für das Zukunftsgewehr:

Gewicht der Waffe: 3250 g (ohne Beiwaffe); Laufdurchmesser: 8 bis 9,5 mm; Kolbenverschluss mit rückwärtsspannendem Doppelgriff oder mit Geradzug — Möglichkeit bei geöffnetem Verschluss zu sichern —, verstärkter Auszieher von absoluter Wirksamkeit. Bewegliches, nicht abnehmbares Magazin zu 5 bis 6 Patronen Inhalt mit Einlagerung im Schafte und Vorrichtung zum Feststellen des Verschlusses; einfaches Visier mit Ringkimme und linsenförmiges Korn; Vorrichtung gegen das Überhöhen; Handschutz an Stelle des Vorderschaftes event. Handstütze in Form eines Pistolengriffes am Kolbenhalse; Vierkant-Stichbajonett von etwa 40 mm Klinglänge, eingerichtet zum Tragen als Seitengewehr; Beschläge und Garnituren aus Magnalium oder einem anderen passenden Leichtmetall.

Burgdorf, im Juli 1901.

Reinhold Günther,
Hauptmann im Füsil.-Bat. 17.

Völker in Waffen.

„Es giebt männliche und weibliche Nationen“, hat Fürst Bismarck einmal geäussert.

Er wollte damit den Charakter eines Volkes kennzeichnen, je nachdem es zur friedlichen Beschäftigung neigt, die Dinge an sich herankommen lässt, kriegerischer Entwicklung also abhold ist, oder aber Initiative besitzt und, wenn auch nicht erobrerungslustig, doch gewillt ist, seinen Besitz gegen feindliche Übergriffe zu schützen.

Schon im Altertum treten uns derartige Verschiedenheiten im Volkscharakter entgegen, und da ist es der Indogermanische Stamm der Hellenen, welcher sich als besonders „männlich“ erweist.

Unter den sich sehr verschieden entwickelnden Zweigen dieses Stammes nehmen die Dorier eine hervorragende Stellung ein, und aus ihrer Hauptniederlassung im Peloponnes entstand der kraftvolle Kriegerstaat Sparta.

Jahrtausende sind seitdem vergangen, aber die Erinnerung an jene Zeiten wird wachgerufen, wenn wir unsere Blicke nach dem Süden des schwarzen Erdteils richten, wo der nervige Stamm der Buren in seinem Ringen mit einem übermächtigen Gegner den Zoll höchster Bewunderung erheischt.

Eine kurze Betrachtung dieser räumlich und zeitlich so weit getrennten Glieder der Indogermanen

manischen Völkerfamilie sei gestattet und dürfte manche Berührungspunkte ergeben.

Am Eurotas, welcher das Gebiet der Niederlassung durchströmt, gründeten die Einwanderer die Hauptstadt Sparta, welche, charakteristisch für die Erbauer, ein „offener Platz“ blieb. „Unsere Männer sind unsere Ringmauern!“ lautete die stolze Erklärung.

Im Kriege wurden die Ureinwohner, soweit sie „Hörige“ waren, als „Leichtbewaffnete“ verwendet, soweit sie „Freie“, gelangten sie bei den Kerntruppen zur Einstellung. Politische Rechte genossen eigentlich nur die Spartaner, der Adel des jungen Staatswesens, dem Lykurgos eine verbesserte, monarchisch-patriarchalische Verfassung gab, welche in strengen, wohlgedachten Gesetzen das öffentliche und Privatleben regelte.

„Das Gemeinwohl geht dem Wohle des Einzelnen voran!“ war der leitende Gedanke bei allen Massregeln jenes staatsklugen Mannes, welcher durch Gesetz den beiden Königen einen „Staatsrat“ zur Seite stellte, die Entscheidung über Krieg und Frieden aber einem Volksbeschluss vorbehielt.

Dem Grundsatz folgend, dass ein Staatswesen nur durch die Mittel erhalten wird, mit denen es begründet ist, durch Luxus und Verweichlichung aber untergeht, richtete sich die Jugend-erziehung hauptsächlich auf die Erweckung kriegerischen Geistes durch abhärtende Leibesübungen und Erduldung von Strapazen. Grösste Anspruchslosigkeit im täglichen Leben wurde gefordert, gemeinsame, kräftig-einfache Mahlzeiten stärkten das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der „Kameradschaft“. Vorlesungen aus Homers Gesängen regten zur Nacheiferung der dort geschilderten Heldenthaten an. Schon mit 7 Jahren wurden die Knaben staatlichen Erziehern überwiesen und in militärische Verbände eingeteilt. Gehorsam und Verschwiegenheit waren unnachgebliche Forderungen. Die Dienstpflicht dauerte vom 20. bis zum 60. Lebensjahre. Mit 30 Jahren durfte und musste der nun zur Klasse der „Männer“ gehörende heiraten, denn der „Staat brauchte Rekruten“. Für zahlreichen, kräftigen Nachwuchs bürgte die Gesundheit der Spartanischen Frauen. Das Volksheer, in der Hauptsache schwerbewaffnetes Fussvolk, wurde Führern unterstellt, die aus den Spartanern erwählt wurden. Oberbefehlshaber des „mobilen“ Volksaufgebotes war einer der beiden Könige, den ein vom Staatsrat erwählter Stab begleitete. Die Früchte der wehrhaften Volkserziehung reiften bald. Das Staatswesen erstarkte, die angrenzenden Landschaften wurden unterworfen, und bei Beginn der Perser-Kriege behauptete Sparta die Hegemonie im Peloponnes. Des Dareios erster Kriegszug misslang. Als 490 abermals ein Perserheer

den Boden Attikas betrat, eilten die Spartaner, obgleich nicht unmittelbar bedroht, den Stammesgenossen zu Hilfe, doch die Schlacht bei Marathon hatte inzwischen schon die Eroberungslust der Feinde gedämpft. Indessen 10 Jahre später rückte Xerxes mit einem gewaltigen Heere von Thessalien aus vor. Den einzigen Zugang im Norden bildete der Engpass von Thermopylä und die ehrenvolle Aufgabe, hier die Invasionsarmee aufzuhalten, fiel dem heldenmütigen Spartaner-Könige Leonidas zu, während die Athener den Schwerpunkt der Verteidigung auf die Flotte verlegten.

Etwa 7000 Mann, deren Kern die berühmten „Dreihundert“ bildeten, verteidigten den Engpass. Nachdem die wütenden Frontalangriffe der Perser gescheitert, gelang einer feindlichen Abteilung die Umgehung, und die tapferen Verteidiger mussten erliegen. Leonidas und seine „Leibgarde“ bezahlten ihr treues Ausharren mit dem Tode. Die feindlichen Scharen überfluteten das Attische Land und äscherten Athen ein, aber der Perser-König, der es nicht wagte, gegen die Reste der Spartanischen und verbündeten Truppen den Übergang über den Isthmus zu erzwingen, kehrte nach der Niederlage bei Salamis nach Asien zurück.

In gerechter Würdigung der Waffenthaten der Spartaner übertrug man ihrem Könige Pausanias den Gesamtoberbefehl, und dieser schlug bei Platää die Reste der Eindringlinge vollends aufs Haupt.

Auf die Dauer blieb das Verhältnis zwischen Athen und Sparta kein ungetrübtes, aber ein Eingehen auf die wechsellvollen Kämpfe zwischen beiden Mächten würde zu weit führen. Fest steht, dass das kriegerisch streng geschulte Volksheer Spartas sich, zeitweise niedergeworfen, stets wieder emporrang. Die Erstürmung Athens durch den kriegsgewaltigen Lysander bildete den Höhe- und Glanzpunkt Spartanischer Macht.

Von da ab beginnt der Verfall. Auch der Tag von Koroneia, wo noch einmal die Wage des Kriegsglückes sich Sparta zuneigte, konnte darüber nicht hinwegtäuschen.

Und nicht weil, sondern obgleich dieser Staat auf der Wehrhaftigkeit seiner Bürger sich gründete, gieng er unter. Persisches Gold rollte ins Land und füllte nicht den Staatssäckel, sondern die Taschen Einzelner. Des Lykurgos Gebot, es solle niemand Reichtümer sammeln, geriet in Vergessenheit. Die bisherigen Waffenerfolge liessen das Unkraut der Selbstüberschätzung emporwuchern. Die körperlichen Übungen wurden vernachlässigt, der Spartanische Hochmut verschärfte die Zwietracht unter den Hellenen, innere Wirren lockerten das Staatsgefüge, und so war es kein Wunder, dass die Griechen schliess-

lich unter die Botmässigkeit der Macedonier gerieten und trotz aller Auflehnungsversuche das Joch nicht abzuschütteln vermochten.

Infolge der langen Kämpfe waren die Spartaner in der Lust am Kriege aufgegangen und als von „Nationalkämpfen“ keine Rede mehr war, traten zahlreiche Männer in fremdländische Dienste.

Wie in späterer Zeit die Schweizer, galten die Spartanischen Söldner noch lange als Elite-truppe und verhalfen denen, die sie geworben, zu manchem Siege.

Und nun zu den entfernten Verwandten in Afrika.

Vor 250 Jahren liessen sich kühne Männer nordischer Herkunft im heutigen Kaplande nieder. Das Glück war mit diesem Stamm der Buren, der sich schnell vermehrte und ausbreitete. Nervigen Körpers, jenen Doriern gleich, widerstanden sie den Einflüssen des Klimas und härteten sich durch Jagden und Kämpfe ab.

Nicht langte erfreuten sie sich des sauer Erworbenen. Die Engländer besetzten 1805 in aller Stille das Land, in dessen Besitzergreifung die holländische Regierung leider willigte. Zwischen Besitzer und Usurpator kam es zu keinem Einvernehmen.

Eine Empörung der Buren blieb erfolglos, aber der Quälereien müde, „treckte“ das Burenvolk nordwärts, um eine neue Heimat zu suchen, und nach Zurückwerfung der in englischem Solde stehenden Kaffernhorden gelang ihnen die Gründung der Freistaaten Natal, Oranje und Transvaal. Die Briten erklärten nunmehr den Krieg, und abermals erlagen die Buren der Übermacht. Die Wilden aber, von den Buren aufgewiegelt, machten den Engländern das Leben so sauer, dass diese in das Bestehen der Freistaaten Oranje und Transvaal willigten.

In der nun folgenden Friedenszeit widmeten die Buren sich ihren Berufspflichten und dem Ausbau der Verfassung auf republikanischer Grundlage. „Gleiche Pflichten für alle, besonders allgemeine Wehrpflicht, unbedingte Unterordnung unter die Staatsgewalt, gleiches Recht für alle!“ Die Jugenderziehung wurde nicht so streng militärisch durchgeführt wie in Sparta. Das Burenvolk ist überwiegend ein ackerbauendes, ein Hirten- und Jägervolk. Aber Abhärtung, Nüchternheit, strenge Sittlichkeit, Reit- und Schiessübungen hoben die Wehrhaftigkeit auf eine hohe Stufe.

Frieden herrschte, aber der „Magnet, der das Eisen zieht ins Land hinein“, fand sich bald: die Diamantenfelder von Kimberley.

Die von den Engländern gekauften Minen rentierten sich, man annektierte kurzer Hand den ganzen Oranje-Freistaat und nahm 1877 unver-

mutet auch Transvaal in Besitz. Da Proteste nichts fruchteten, riefen drei edle Männer: Krüger, Joubert, Prätorius in der Überzeugung: „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!“ das Volk zu den Waffen. „Und alle, alle kamen!“ Die Engländer, gegen solchen Wagemut nicht gewappnet, erlitten die schmachliche Niederlage von Majuba. Die Unabhängigkeit der Buren war die Frucht des Sieges.

Aber wie damals die Diamanten, erregten jetzt die Goldminen die Begierde der Briten. Jameson unternahm den bekannten räuberischen Einfall, und aus der Stellungnahme des englischen Cabinets erkannte man, worauf man in London ausgieng.

Wie ein grosser Gedanke eines ganzen Volkes sich in der Regel in einem bedeutenden Manne verkörpert, so auch hier: Präsident Krüger, umsichtig, scharfblickend, ein „Lykurgos“ der Buren, traf, kampferprobt, in aller Stille Massnahmen gegen die drohende Gefahr. Waffen und Munition wurden aufgespeichert, Befestigungen angelegt oder erneuert, militärische Übungen abgehalten, ein neues Kriegsgesetz wurde durch Volksbeschluss genehmigt. Da die Einmischung der Engländer in die inneren Angelegenheiten überhand nahm, stellte Krüger den Engländern ein Ultimatum.

Ein Eingehen auf die einzelnen Aktionen dieses Krieges, der nach zwanzigmonatlicher Dauer noch nicht zur Entmutigung, geschweige denn Niederwerfung dieses zähen „Volkes in Waffen“ geführt hat, dürfte erübrigen. Einige Worte nur noch über die verwandtschaftlichen Anklänge zwischen Buren-Miliz und Spartaner-Volksheer:

Der Ähnlichkeit in der Entstehung der beiden Staatswesen geschah Erwähnung, wie der Erziehung zur Anspruchslosigkeit, Sittlichkeit und selbstloser Hingabe an die Sache des Vaterlandes. Die patriotische Begeisterung, welche einst Ungarns Söhne zu dem jauchzenden Zuruf entflammte: „Gut und Blut für unsere Königin Maria Theresia!“ — wir finden sie bei den Bürgern der Freistaaten, die, ihre Farmen, ihre Familien verlassend, vertrauensvoll einem Joubert, einem Dewet in den Kampf folgen, wie bei dem Heerbann des Pausanias und Lysander.

Hier wie dort ein Kampf gegen feindliche Übermacht, in welchem auch der Tapferste vorübergehend unterliegen kann. Aber ungebeugtes Kraftbewusstsein zeigt sich in der stolzen Antwort des spartanischen Kriegsrates auf die Lockungen und Drohungen des Xerxes: „Keine Verhandlungen, solange der Feind auf heimischem Boden!“ wie in den Worten Krügers bei der Nachricht von der „formellen“ Besitzergreifung der Freistaaten durch die Engländer: „Noch gebe ich nichts verloren!“

Und ist nicht Paardeberg ein Thermopylä auf afrikanischem Boden, wo Cronje 30,000 Engländern mit 4000 Buren vier Tage lang widersteht, und erst nach Zurückweisung zahlreicher tollkühner Sturmangriffe der Umzingelung zum Opfer fällt?

Der Beweis, was Kraftgefühl und militärische Tüchtigkeit eines Volkes zu leisten vermögen, scheint hier wie dort erbracht.

Wenn auch damals zwar gewaltige, aber aus den heterogensten Elementen zusammengewürfelte Massen als Feind gegenüberstanden, wenn heute ein mühsam konstruiertes Zwitterding von regulärer und Milizarmee in homöopathischen Dosen verabreicht wird, aus dem schliesslich doch ein erdrückendes Mehr entsteht, so muss man sich doch, weit entfernt, den Schreibern nach Volksheeren das Wort zu reden, angesichts der That-sachen zu ernstem Nachdenken angeregt fühlen.

Entgegen der jüngst ausgesprochenen Behauptung: „In den Kriegen der heutigen Zeit giebt nur die Masse den Ausschlag“, möchten wir eher der Ansicht zuneigen, welche Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ ausspricht: „Nicht die Gewalt der Armeen, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es, welche Siege erkämpft!“

Hauptm. z. D. S. er.
(Militär-Wochenblatt.)

Etat der Offiziere des schweizerischen Bundesheeres. Ausgabe 1901. Verlag: Art. Institut Orell Füssli in Zürich. Preis Fr. 2. 50.

Seinen Vorgängern entsprechend, ist der Offizieretat auf 1. April 1901 in vorzüglicher Anordnung und grösster Genauigkeit und Handlichkeit erschienen. Die Hauptkapitel enthalten: a) Militärbehörden und Beamte des Bundes, b) Militärbehörden der Kantone, c) vom Bundesrat gewählte Offiziere, d) Kantonale Offiziere, e) die Armeeinteilung, f) Rangliste der Stabsoffiziere und g) das alphabetische Verzeichnis der Offiziere. Dieses Nachschlagebuch darf allen Offizieren, den Behörden, sowie all denjenigen angelegentlich empfohlen werden, die sich für die Armee interessieren.

Zur leichteren Auffindung der Brigaden, Regimenter und Bataillone etc. etc. dürfte es sich empfehlen, dieselben mit Angaben ihrer Nummern und der Seitenzahl wo sie sich finden, im Inhaltsverzeichnis unter E. Armeeinteilung aufzuführen.

Carl Bleibtreu: Die Wahrheit über 1870. München (Verlag der Deutsch-Französischen Rundschau) 1901. 76 S. gr. 8°. Preis Fr. 1. 35.

Eine stark polemische Schrift, die zwar von dem Gerechtigkeitsgefühl des Verfassers zeugt, die aber viel Widerspruch finden muss, weil

ihre Behauptungen denn doch manchmal über das Ziel hinausschiessen. Eine Specialität von C. B. ist die Errechnung der wahrscheinlichen Zahlen für Effektivstärken, Verluste u. s. w. — ob derartige statistische Spekulationen wirklichen Nutzen in sich bergen, erscheint mindestens fraglich. C. B. meint, dass „angesichts systematisch betriebener Täuschung, es angemessen erscheint, an der Jahrhundertwende ein kräftig Wörtlein zu reden“, — ja, sehr richtig! Aber ein allzu „kräftig“ vorgebrachtes Wort verliert seine Wirkung und wenn auch die Wahrheit in ästhetischer Auffassung als Schönheit erscheint, so wird sie doch in ihrer Nacktheit der grossen Menge als hässlich gelten. Und da C. B. wohl für die allgemeine Öffentlichkeit schreibt, so bleibt seine vorliegende Schrift unter Umständen eine „voce in deserto“.

R. G.

Der Unteroffizier im Gelände. Ein Handbuch für die Unterführer der Infanterie und Kavallerie (Unteroffiziere, Einj.-Freiwillige etc.). Neunte Auflage 1901, bearbeitet nach der neuen Felddienst-Ordnung von v. Brunn, Generalmajor z. D. Mit Kartenbeilagen und vielen Figuren im Text. VIII und 159 Seiten 8°. Berlin (Liebelsche Buchhandlung) 1901. Preis geb. Fr. 2. —

Ein treffliches Lehrmittel der Taktik, Befestigungslehre u. s. w., das zwar für den deutschen Unteroffizier berechnet ist, aber doch von unseren jüngeren Kameraden der Infanterie besonders in Rekrutenschulen, ebenfalls benutzt werden kann. Es bietet für den Unterricht sehr viele praktische Anregungen. Wir wünschen der äusserst sorgfältig ausgeführten Arbeit die weiteste Verbreitung.

R. G.

Feldmarschall-Leutnant Graf Carl Coudenhove, Kommandant der 3. Reserve-Kavallerie-Division im Kriege 1866, geb. 2. Dezember 1814, gest. 28. August 1868. (Nach hinterlassenen Papieren und Korrespondenzen militärischen Inhalts.) Wien (Carl Gerolds Sohn). 162 S. 8°. Preis geh. Fr. 3. 65.

Fünfunddreissig Jahre sind seit der Katastrophe von Königgrätz vergangen und soeben erst hat eine Publikation von Friedjung über die Rolle Benedeks im Feldzuge von 1866, viel Aufsehen erregt. Das vorliegende Heft darf als eine wichtige Ergänzung dazu gelten. C. hatte anfangs Mai das Kommando der 3. Reserve-Kavallerie-Division übernommen; erst in der zweiten Juniwoche konnte er sie bei Olmütz vereinigen. Ein Brief aus jener Zeit meldet, dass allerseits Vertrauen zum Armeekommandanten vorgeherrscht habe. Am 3. Juli nachmittags kam die Division zum Schlagen, sie warf die feindliche Kavallerie,